Der Stiefvater.

Von Adelaide Bernardini.

An jenem Abende kam Lorenzo, der Hufschmied der Piazzetta Nuova, wie die Leute im Ort ihn nannten, mürrischer als sonst nach Hause. Maria, die Stieftochter und einzige verbliebene Angehörige, wagte gar nicht zu fragen, was er habe, als sie ihn in die Küche treten sah, die gleichzeitig als Speisezimmer diente. Sie begrüßte ihn ängstlich und trug die Minestra auf. Er aber, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, bemerkte gar nicht, daß ihm die Minestra unter der Nase rauche, sondern ließ, den Blick starr in eine Ecke gerichtet, zeitweise ein zorniges Schnauben hören, verbunden mit einem Stampfen des Fußes, daß der Estrich zitterte. Maria schielte mit furchtsamer Miene nach ihm hinüber und zwang sich, ab und zu einen kleinen Löffel voll Minestra hinunterzuwürgen. Nach einer Weile erhob er sich und begann auf und ab zu gehen, wobei er dem armen, guten Geschöpf Blicke zuwarf, welche auf einen Sturm mit den gewöhnlichen, unverdienten Vorwürfen deuteten.

„Fühlen Sie sich unwohl? Schmeckt Ihnen die Minestra nicht?" fragte Maria furchtsam.

„Wer sagt Dir das?" knurrte er, nahm seinen Sitz wieder ein und rührte im Teller mit dem Löffel.

„Hatten Sie Aerger mit Jemanden in der Werkstätte?" fuhr das Mädchen nach einer Pause noch zaghafter fort.

„So ist's!.... Und zwar Deinetwegen, Du kokettes Ding!"

„Meinetwegen?.... Ich habe doch nichts gethan, Vater!"

„Schweig, Lügnerin!.... Giovanni Pagliotti habe ich erklärt, mich mit gewissen Reden zu verschonen.... Höre, Maria, zwinge mich nicht, diese da zu gebrauchen!"

Bei diesen Worten hielt er seine großen, schwieligen Hände hin, die in der That noch niemals auf die zarte Gestalt der Stieftochter niedergefallen waren. Sie aber würde einen Schlag dieser Hand den häßlichen, rauhen Worten vorgezogen haben, mit denen er sie täglich und immer belangloser Dinge wegen quälte. Lorenzo war indessen nicht immer so griesgrämig gewesen. Im Gegentheile gab es Leute, die ihn als hübschen stets heiteren Burschen, rüstigen Arbeiter und sanft wie ein Lamm gekannt hatten. Der Tod seiner ersten Gattin, die ihn nach nur zweijähriger Ehe kinderlos zurückließ, hatte ihn umgewandelt. Aufrichtige Freunde jedoch und der gute Gang der Geschäfte, der ihm und drei anderen Arbeitern Brod gab, bewirkten mit der Zeit, daß er wieder wurde, was er zuvor gewesen war.

Lorenzo war Besitzer eines eigenen Hauses, das Alles enthielt, was er brauchte; hätte er eine Mutter oder Schwester gehabt, seine mit schwerer Mühe erworbenen Sachen in Ordnung zu halten, würde er nie daran gedacht haben, sich wieder zu verheirathen. So aber stand er allein; achtete er auf's Geschäft, so konnte er sich um's Haus nicht kümmern, und Fremde wollte er um sich nicht haben. Er nahm also wieder eine Frau und heirathete die junge, hübsche Wittwe eines seiner Freunde, welche dieser sammt einem etwa fünfjährigen Töchterchen im größten Elende zurückgelassen hatte. In jenem Zeitpunkte war Lorenzo glücklich. Das muntere, lebensfrohe Weib an seiner Seite und das Geplauder des Kindes füllten die Leere seiner Seele. Leider sollte dies nur von kurzer Dauer sein. Der mit Sehnsucht erwartete Knabe kostete der jungen Mutter das Leben, und statt zum Troste und als Ersatz für diesen herben Verlust zu erblühen und heranzuwachsen, folgte ihr nach wenigen Tagen das Kind.

Der arme Mann blieb mit Maria allein, welche nicht sein war, die er aber nicht von sich stoßen wollte, weil er der Sterbenden versprochen hatte, für das Mädchen zu sorgen. Dieser zweite Schlag indessen wirkte vernichtend auf Lorenzo. Während einiger Monate arbeitete er nichts mehr und als er dann seine Thätigkeit wieder aufnahm, war er nimmer derselbe. Aus seinem ganzen Wesen sprach Groll gegen Alles und Jedermann. Die Zeit vermochte diese Verbitterung seines Gemüthes nicht zu mildern; Arbeiter, Freunde und auch Maria gewöhnten sich schließlich an sein finsteres Wesen, wie wenig dieses auch dazu beitrug, daß seine Umgebung des Daseins froh zu werden vermochte.

Obwohl Maria zu einem braven und guten Mädchen herangewachsen war, lohnte ihr doch kein freundlicher Blick oder gar ein Wort des Dankes die zärtliche Sorgfalt, mit der sie ihren Stiefvater umgab. Dieser seinerseits ließ es ihr an nichts fehlen; er machte jeden Sonntag mit Maria irgend einen Ausflug und brachte auch zeitweise ein artiges Geschenk heim, doch entrunzelte sich niemals seine Stirne, und wenn er zu Maria sprach, waren es nur immer Worte herben Tadels. Jetzt zählte sie zwanzig Jahre, ohne zu ahnen, daß es einen Jemand gebe, der unablässig an sie denke und fest entschlossen sei, sie als Weib heimzuführen. Dieser Jemand war Giovanni Pagliotti, ein Arbeiter in der Werkstätte Lorenzo's, welcher, um dem geliebten Mädchen Verdrießlichkeiten zu ersparen, Maria gegenüber nicht das Geringste merken ließ, dafür aber offen mit dem Meister sprach. Das Donnerwetter, welches voraussichtlich folgte, ließ Giovanni ruhig über sich ergehen und erneuerte seinen Angriff mit solcher Beharrlichkeit wieder, bis ihm endlich der Meister, in die Enge getrieben, sagte: „Gut denn, ich will mir's überlegen und werde mit dem albernen Ding sprechen."

Dies war die Ursache gewesen, weshalb Lorenzo an jenem Tage mürrischer als sonst heimkehrte.

„Ich begreife nichts von dem, was Sie mir da sagen, Vater", hatte auf seine Vorwürfe Maria erwidert. „Giovanni Pogliotti hat nie zu mir davon gesprochen...."

„Schon gut.... schon gut", unterbrach sie der Stiefvater. „Nimm ihn, wenn er Dir gefällt.... allein habe ich's hier bequemer...."

„Ich bin Ihnen also eine Last?"

„Iß — und stelle keine so albernen Fragen. Wir werden noch darüber sprechen.... Giovanni hat Dir also keine Liebeserklärungen, nicht den Versuch gemacht, Dir den Kopf zu verdrehen?"

„Niemals, Vater, er...."

„Schon gut,.... später reden wir." Lorenzo machte ein so grimmiges Gesicht, daß es rathsam schien, zu schweigen. Er wollte es sich selbst nicht gestehen, doch hatte die Voraussetzung Maria's, sie sei ihm zur Last gefallen, eine Saite in seinem Innern schmerzlich berührt.

Am folgenden Tage erklärte Lorenzo beiden Theilen in gewohnter barscher und bündiger Weise seine Entschlüsse: Giovanni und Maria mochten sich als Bräutigam und Braut betrachten; das Paar werde zur Erleichterung des Anfanges 300 Lire und seine Stieftochter überdies eine Ausstattung erhalten, letztere jedoch nur unter der Bedingung, daß Giovanni bis zum Hochzeitstage das Haus nicht betrete; die gegenseitigen Beziehungen sollten sich in der Zwischenzeit ausschließlich auf dem schriftlichen Verkehr beschränken. Maria untersagte er geradezu jede Gefühlsüberschwänglichkeit mit dem Beifügen: „Dummheiten könnt Ihr Euch nach Belieben vorplappern, wenn Ihr verheirathet seid; doch wird Euch bald genug die Lust dazu vergehen."

Endlich kam der Tag. Kein Fest, kein Hochzeitsschmaus war in Lorenzo's Hause veranstaltet worden. „Gott segne Euch", hatte er am Morgen dem Brautpaare gesagt, ohne es eines Blickes zu würdigen, „doch merkt, von heute ab haben wir nichts mehr mit einander zu schaffen. Ihr bleibt in Eurem Hause, ich in dem meinen, und damit fertig." Maria hätte dem Manne, der zwar grundlos ihr jeden Tag das Leben verbittert, doch für sie gesorgt hatte, gerne einige Worte des Dankes gesagt, seine schroffe Haltung jedoch machte dies unmöglich. Sie ging aus dem Hause mit gemischten Gefühlen der Trauer und der Freude. Lorenzo, der das Paar in die Kirche begleitete, dachte unterwegs: „Nicht einmal gedankt hat sie mir!.... Von dieser Stunde an ist sie für mich todt.... und es ist besser so!"

Nach der Trauung war Lorenzo nach Hause gegangen, ermüdeter und abgespannter, als wenn er den ganzen Tag über in der Werkstatt gearbeitet hätte. Um zehn Uhr legte er sich schlafen, vermochte aber keine Ruhe zu finden. Gedanken verschiedenster Art verscheuchten den Schlummer von seinen Lidern. Wie leicht hatte es ihm geschienen, die Stieftochter entbehren zu können, und jetzt, nur wenige Stunden nach ihrem Weggange, kamen ihm die daran sich knüpfenden Folgen in den Sinn. Von morgen ab müßte er im Gasthaus essen, und es war die Frage, wie sich sein Magen zu diesem Wechsel stellen werde? Dann erst Abends, wenn er von der Arbeit nach Hause kam! Niemand, der ihm einen Willkommengruß bot, wie wird es einsam und traurig sein in diesen Räumen, die ihm nie zuvor so umfangreich und öde erschienen waren!

„Herzlos, abscheulich, mich an der Neige des Lebens in dieser Wüste zu verlassen!" murmelte Lorenzo, dann stand er auf, kleidete sich an und begann in den Zimmern herumzugehen. „Ob sie sich nicht zurücksehnt nach ihrem trauten Stübchen?" dachte er, als er jetzt in Maria's Zimmer stand. „Man verläßt nicht leichten Herzens vier Wände, mit denen sich Erinnerungen an die Kindheit verbinden. Hm, vielleicht ist sie froh, fort zu sein, denn ich hätte etwas mehr dazu beitragen können, ihre Jugend zu einer rosigeren zu gestalten. Was aber kann ich dafür, wenn das Schicksal mein Gemüth vergiftet hat!... Die Anordnung der Zimmer könnte eigentlich kaum eine günstigere sein," fuhr Lorenzo zu überlegen fort, „hier neben Maria's Stube ein großes Zimmer, an das Küche und Kammer stoßen. Für mich ist die Küche ganz nutzlos, während die Kammer, mit einem Ofen versehen, eine vortreffliche Kinderstube geben würde..."

Bei der Vorstellung, wie lebendig es in diesem stillen Hause werden mochte, wenn hier eine Kinderschaar sich tummelte, glitt zum ersten Male seit vielen Jahren ein Lächeln über die verdüsterten, gramdurchfurchten Züge des greisen Hufschmiedes. Am nächsten Tische ließ er sich nieder, stützte wie damals, als er die entscheidende Unterredung mit Maria gehabt, beide Ellbogen auf und saß lange, bis zum Werden des Tages, das Antlitz in den Händen geborgen. Ob er schlief oder wachte, und was er im letzteren Falle sinnen mochte, wissen wir nicht, doch kaum erst hatten die ersten Strahlen der Sonne über die Gegend ihr Licht ergossen, so ging er aus dem Hause und lenkte seine Schritte einem anderen zu. Eine Minute später stand er vor dem erstaunten jungen Ehepaar, welches eben im Begriffe war, im neuen Heim das erste Frühstück einzunehmen.

„Ich meine," begann Lorenzo weich, wie solchen Ton Maria und Giovanni noch nie zuvor aus seinem Munde gehört, „es wäre besser, wir wohnten zusammen unter einem Dache... Raum ist genug, sogar wenn..." Weiter kam er nicht, denn schon hingen Tochter und Schwiegersohn an seinem Halse. Es wäre auch in der That nicht leicht gewesen, was er noch sagen wollte, zu vollenden, denn Maria verschloß seine Lippen mit ihren Küssen.

„Aber merkt Euch, der Herr im Hause bleibe ich!" fügte er mit einem schwachen Versuch hinzu, der gewohnten, mürrischen, polternden Weise treu zu bleiben. Man fügte sich auch in diese Bedingung. Ein Jahr später aber erstand ein anderer Gebieter, der nicht nur der Herr, sondern gar bald der Tyrann des Hauses wurde, ein blonder, rosiger Knabe, dem man in der Taufe den Namen Lorenzo gab, weil es Maria durchaus so haben wollte.

Die Maus.

Eine kleine Geschichte von Paul Bliß.

Ein schöner, klarer Wintertag. Die Vormittagssonne scheint hell und warm durch Fenster herein.

Lucie sitzt am Nähtisch und führt emsig die Nadel. Sie ist so in die Arbeit vertieft, daß sie erst, als ziemlich energisch an die Thür gepocht wird, aufsieht und „Herein!" ruft.

Die Freundin kommt. Fräulein Meta Bergmann, — eine Dame von zwanzig Jahren, groß und schlank, ein geistvolles, aber ein wenig zu blasirtes Gesicht, schnelle hastige Bewegungen und große sprechende Augen, — sie trägt ein modernes Radfahrerkostüm, so männlich, wie es die gute Sitte nur gestattet, und pafft aus vollen Zügen an einer langen dicken Egypter.

„Guten Morgen, Kleine!" ruft sie etwas von oben herab, reicht Lucie die Hand und fragt spöttisch: „Na, schon wieder Hausmütterchen?"

Lucie nickt lächelnd und erwidert dann gutmüthig: „Was bleibt mir anders übrig? Ich habe niemand, der mir meine Arbeit thut. Ich muß arbeiten!"

„Muß", meinte die Andere, „wie das klingt. Kein Mensch muß müssen, sagt schon Goethe."

„Ich glaube, es war Lessing."

„So, — na, mir auch recht; jedenfalls ist's ein vernünftiger Ausspruch. Uebrigens verstehe ich Dich nicht: Deine Eltern sind doch wohlhabend genug, — weshalb sitzest Du denn hier Tag für Tag beim Nähzeug?"

„Gott, es macht mir Spaß, zu arbeiten."

„Zu arbeiten — selbstverständlich! Aber nicht solche Arbeit! Das war ehedem, heute finden die Töchter aus gutem Hause etwas anderes, Wichtigeres zu thun, — wir sind doch nun mal moderne Menschen!"

„Ach, liebe Meta, mit dem Wort „modern" wird sehr viel gesündigt, und es scheint mir beinahe, als brauchtest Du es ein bißchen zu oft."

„Das scheint Dir?" Die Freundin, ein wenig beleidigt, lacht laut und schrill auf. „Aber Du bist nicht nur nicht modern, sondern im höchsten Grade unmodern!"

„Ach, was Du sagst!"

„Jawohl, mein Kind, das bist Du! Du bist das junge Mädchen von ehedem, mit „züchtigen, verschämten Wangen", wie Lessing so schön sagt."

„Diesmal war es Schiller!"

„Na, auch gut! Du bist das kleine Bählamm, das sich getrost einfangen läßt von den sogenannten Herren der Schöpfung, das immer nickt, immer ja sagt und immer zufrieden ist. — Du bist so ganz und gar der Typus der Frau, die seit Jahrtausenden ins Joch gespannt und geknechtet ist, nur um den Männern das Leben angenehm zu machen! Davon aber, daß das Weib von heute ganz andere Ziele erstrebt, davon hast Du keinen blassen Schimmer! Spiel' Du nur getrost das Hausmütterchen weiter, Du bist ganz in Deinem Element."

„Na und Du?" Willst Du vielleicht nicht auch mal einen Hausstand gründen?"

„Vorerst gewiß nicht! Erst will ich das Leben kennen lernen und meine Kraft daran stählen."

„So so?" lächelt Lucie ganz fein.

„Was willst Du denn mit Deinem „so so" sagen? Das klingt ja gar zu geheimnißvoll."

„Ach, es schien mir, als interessirtest Du Dich für einen Herrn."

„Unsinn! So was giebts bei mir garnicht!" erwidert Meta sehr burschikos, kann aber ein leichtes Erröthen doch nicht ganz verbergen. „Uebrigens wen meinst Du denn eigentlich?"

Ruhig weiter nähend sagte Lucie: „Ich dachte an Herrn Wolfram."

Einen Augenblick loht im Gesicht der Freundin eine neue Gluth auf, dann aber bezwingt sie sich und meint ganz leichthin: „Woher kennst Du denn Herrn Wolfram?"

„Aber das weißt Du nicht? Er geht ja schon seit einem Vierteljahr bei uns aus und ein."

Jetzt wird die Andere immer erstaunter. „Keine Ahnung hatte ich davon! — Uebrigens darin hast Du diesmal Recht, er ist ein sehr interessanter Mann!"

„Nicht wahr?" sagt Lucie nur, beugt sich aber ganz tief auf ihre Arbeit.

„Und ein so verständiger Mann, so ganz anders als diese Durchschnittssorte! Gestern traf ich ihn im Frauen-Reformverein, da hörte ich zu meiner Freude, daß er für unsere Sache das vollste Verständniß hat."

„Ja, er hat auch Papa von Dir erzählt."

„Wirklich!? Ach, liebste Lulu, was hat er denn von mir gesagt? So sprich doch, Luluchen!"

„Aber, liebste Meta, Du bist ja ganz erregt; ich denke, so etwas interessirt Dich gar nicht?"

„Mein Gott, nein, aber man hört doch ganz gern mal, was die Menschen von einem denken! — so laß doch endlich diese dumme Näharbeit liegen — ganz nervös macht mich das! — Komm, laß uns lieber ein wenig plaudern."

„Geht nicht, Meta, nein, nein! Die Arbeit eilt, — sie muß fertig, — ich will's Dir verrathen: es ist der Rest meiner Aussteuer." Und glückselig lächelnd sieht sie zu der Freundin auf.

Diese aber wird immer erstaunter; endlich fragt sie pikirt: „Ja, bist Du denn schon verlobt?"

Und Lucie erglühend: „Dir kann ich es ja sagen — so gut wie verlobt!"

Jetzt ist Meta ganz starr. „Davon ahnte ich ja garnichts. Na, und wer ist es denn?"

Lucie schweigt erröthend.

In diesem Augenblick tritt Herr Wolfram ins Zimmer. Die beiden Damen zeigen ein freudiges Erstaunen.

Und er, ein stattlicher Mann von dreißig Jahren mit leicht sarkastischem Lächeln, begrüßt erst Fräulein Meta höflich, aber nur ein wenig förmlich — wie sie findet —; dann geht er zu Lucie, küßt ihr die Hand, sagt auch ihr einige freundliche Worte; — die Art aber und der Ton, in dem er zu Lucie spricht, verrathen der immer mehr erstaunten Freundin mit einem Male alles das, was sie vordem wissen wollte.

Jetzt raffte sie sich auf, um ihre Enttäuschung nicht zu verrathen, und sagte flüchtig Adieu.

„Aber so bleib doch noch, Meta", bittet Lucie.

„Ja, mein gnädiges Fräulein", sagt nun auch er, „das sieht ja aus, als hätte ich Sie vertrieben."

Und nun kocht all der Groll und Aerger in ihr auf, und sie nimmt sich vor, ihm jetzt einen Hieb zu versetzen; mit leicht mokantem Lächeln entgegnet sie: „Nein, Herr Wolfram, mich hat noch kein Mann vertreiben können; aber ich habe zu arbeiten, denn, wie Sie ja wissen, bin ich eine von denen, die da Vorkämpferin sein will für ihr bedrücktes Geschlecht, die den Beweis erbringen will, daß man die Kraft der Männer bald auf allen Gebieten entbehren kann!"

Lächelnd meint er: „Sehr nett, wenn wir Männer dann dauernd in den Ruhestand versetzt würden."

„Spotten Sie nicht! Ich werde Ihnen zeigen, daß ich keine leeren Worte spreche, ich werde Ihnen beweisen, daß wir Muth und Kraft haben, daß wir tapfer sind!"

Plötzlich ruft er, in eine Ecke zeigend, schnell dazwischen: „Da! Da! Eine Maus!"

Im Nu hat sich die Situation geändert. Lucie sieht, still vor sich hinlächelnd, in die Ecke. Meta aber springt mit einem Satz schreiend auf den nächsten Stuhl und ruft angstvoll zitternd: „Ach bitte, tödten Sie das garstige Thier!"

„Nun, mein gnädiges Fräulein", sagt er heiter, „vorerst haben Sie doch noch nicht Muth genug, — aber bitte, kommen Sie nur herunter; — es war nämlich gar keine Maus da, ich wollte nur sehen, wie weit Ihre Tapferkeit reicht."

Und beschämt steigt Meta herunter vom Stuhl; zitternd sagt sie: „Und Sie, mein Herr, wollen ein Freund der Frauenfrage sein?"

„Oh", entgegnet er mit höflichem Lachen, „ich bin sogar ein eifriger Förderer dieser guten Sache, sobald ich sehe, daß man ernst und ehrlich dafür arbeitet; aber ich bekämpfe ebenso ernst alle die Auswüchse, die diese Frage zeitigt, denn sie sind der Krebsschaden für die ganze Bewegung!"

Da verschwand Fräulein Meta Bergmann lautlos, und von dem Tage an kam sie nie mehr zu Lucie.

— Einiges von der Mode. Pariser Kleiderkünstler sind emsig dabei, ihre Modelle für das Frühjahr herzustellen. Nach dem zu urtheilen, was wenige Auserwählte in den ersten Modeateliers der Seinestadt erschauen durften, lassen die neuen Schöpfungen in hohem Maße den Stil Ludwigs XVI. erkennen. Die Kleiderröcke werden in der kommenden Saison keine so extravagante Länge aufweisen, wie es noch augenblicklich der Fall ist. Eine fashionable Schöne wird also in Zukunft nicht mehr so ängstlich darauf zu achten haben, daß sie sich nicht auf den vorderen Saum tritt und eine höchst ungraziöse Niederlage erleidet. Auch die futteralartige Enge der oberen Hälfte des Rockes fängt bereits an, unmodern zu werden, und die sonst nur auf den hinteren Volant beschränkte Weite macht sich schon hoch über dem Knie recht auffällig bemerkbar. Vor allen Dingen aber muß die wirklich vornehme Modedame für die nächste Zeit darauf verzichten, jenes leise Rauschen und Knistern hören zu lassen, daß selbst bei dem streng einfachen „Tailor made" die verborgene Eleganz die Kostüms verrieth. Futter von rauschender Seite zeugt augenblicklich von schlechtem Geschmack. Da aber die Röcke abgefüttert sein müssen, verwendet man Atlas und weiche Moiréstoffe, von denen auch die Jupons gefertigt werden.

Pflicht.

Skizze von L. Berger.

„Ueberarbeitet!" sagte der Arzt.

„Ruhe, Ruhe und wieder Ruhe!" setzte er hinzu.

„Kann ich nicht", widersprach der Patient. „Unmöglich!"

„Schön, so fragen Sie einen andern, Adieu!"

Kurz angebunden griff der Mediziner zum Hut.

„Halt, Doktor, giebt es kein anderes Mittel? Irgend ein Schlaftrunk, der mir Nachtruhe schafft, sonst brauch ich nichts — nur Schlaf."

„Weiß ich, nur Schlaf", lächelte überlegen der Doktor. „Packen Sie schleunigst für ein Vierteljahr ein und reisen Sie mit dem nächsten Zug nach der Adresse, die ich Ihnen aufschreibe. So — in einem Vierteljahr sind Sie ein neuer Mensch, das garantire ich Ihnen."

„Aber meine Frau?"

„Bleibt hier."

„Bitte, sagen Sie ihr das selbst, lieber Doktor. Du, Frau, komm einmal herein!"

Nun kam sie und hörte mit Entsetzen die Verordnung des Hausarztes.

„Aber das geht doch gar nicht. Was soll aus uns werden!"

„Gnädige Frau werden sich so gut wie möglich ohne Gatten amüsiren", lächelte er ein wenig malitiös. „Dann haben Sie ja die Kinder, ein hübscher Zeitvertreib, so drei hoffnungsvolle Sprößlinge von dem Temperament wie die Ihren. Adieu, auf fröhliches Wiedersehen in einem Vierteljahr!"

Damit verschwand der Arzt.

Stumm blicken sich beide an.

„Wenn es sein muß" — meinte er kleinlaut. Sie seufzte: „Wie schrecklich! — Aber wenn sonst nichts hilft. Dein Zustand ist unerträglich, auch für mich. Deine Gereiztheit ist fürchterlich."

Und nun saß er in dem Zug, der ihn der Hauptstadt mit ihrem Getöse entführte.

Das eintönige Geräusch, das gleichmäßige Schütteln wirkte förmlich hypnotisirend auf ihn. Wie losgelöst schien er von der Gegenwart. Wie wohl das that, das Ausspannen aus dem Getriebe der heißen Arbeit.

Nun stieg er aus.

Köstlich umfing ihn die kräftige Waldluft. Tief athmete er, so tief, wie lange nicht. Er lauschte förmlich auf die wunderbare, feierliche Ruhe, die ländliche Stille, die ihn umgab, wie etwas ganz Fremdes, Neues. So hatte er es noch nie empfunden.

Im Hause eines befreundeten Kollegen seines Hausarztes wurde er untergebracht.

Ein helles, sonniges Zimmer mit dem Blick auf hohe, waldgrüne Berge, deren Tannenduft wie erlösend auf ihn wirkte.

An der Abendtafel saß ihm gegenüber eine Dame in Trauer. Blaß, leidend, durchgeistigt, so recht ein Gesicht, wie es zum Trauergewand paßt, mit müdem Lächeln auf den Lippen.

Auch sie war Patientin.

„Sie braucht Erholung von langem, schwerem Pflegeramt. Sie hat ihren Gatten verloren", erklärte ihm sein Wirth, ein liebenswürdiger, jovialer Landarzt, von dessen großer, gesundheitstrotzender Gestalt ein Hauch der Beruhigung ausging, der außerordentlich wohlthuend auf die erregten Nerven seiner Patientin wirkte.

Sie sprach sehr wenig, aber was sie sagte, gefiel ihm.

„Ein sympathisches Weib", dachte er.

Er schlief wirklich in der ersten Nacht, zum ersten Male wieder seit langer Zeit.

Erst traumlos, dann gegen Morgen im Halbschlummer sah er plötzlich ein sanftes, leidendes Frauenantlitz über sich gebeugt. Eine feine, wunderbar weiche Hand fuhr kosend über seine Stirn. Zwei blaue, große Augen blickten ihn an, so weich und warm, wie er nie ein Menschenauge blicken gesehen, so überirdisch im Ausdruck.

Ein wunderbar seliges Empfinden durchströmte ihn. Etwas köstlich Ruhiges, Beglückendes.

So wachte er auf.

Hahnenschrei, Vogelgezwitscher, fernes Holzhacken — alle Töne des Landlebens drangen zu ihm und trieben ihn auch von seinem Lager. Merkwürdig frisch und erquickt fühlte er sich.

Unten im Frühstückszimmer sah er nur sie, die Wittwe, an der wohlbesetzten Tafel.

Unwillkürlich streckte er ihr die Hand entgegen, sie nahm sie und blickte ihn dabei an mit einem Blicke reiner, schöner Frauenaugen, über denen es wie ein Schleier lag, ein Schleier von Thränen, die noch unvergossen auf der Seele lasten.

Sie sprachen von diesem und jenem, von allerlei Alltäglichem, wie zwei Menschen es aus Höflichkeit thun, die plötzlich unter einem Dach leben müssen.

Dann schrieb er an seine Frau.

Von ihr schrieb er auch, die er hier getroffen als einzige Patientin.

Bald war es ihm, als gehöre ihr stilles Wesen, ihre reiche, wohlklingende Stimme, ihr warmer Händedruck und der Blick ihres Auges zu der Kur, die er zur Herstellung seiner Gesundheit nöthig hatte. Er war doch nicht ganz einsam auf seinen Spaziergängen. Sie schritten gemeinsam durch Wald und Feld. Oft schweigend, ein Schweigen, das nichts Bedrückendes hatte, oft lebhaft ihre Meinungen tauschend. Meist stimmten sie einander zu.

Es war ein wundersames Zusammenklingen ihrer Seelen in einem einzigen harmonischen Accord.

Ihre Art zu ihm hatte etwas Mütterliches, Tröstendes, und doch war sie einige Jahre jünger als er. Oft sprachen von seiner Gattin, seinen Kindern. gab ihr ein ganz klares Bild seiner Eh die eine alltägliche war, kein himmelho jauchzendes Glück gebracht, aber auc keine allzu schmerzliche Enttäuschung Wenn er erst wieder gesund war, dan würde es schon weiter so gehen.

„So haben Sie aus Liebe geheirathet."

„Aus Liebe?" entgegnete er gedehn „Ich weiß nicht, ob das Liebe ist. Ic glaube es kaum. Ich suchte ein Weib, fi gefiel mir, aber ich wäre nicht unglück lich gewesen, wenn sie meine Werbung abgewiesen. Ich hätte eben eine Andere genommen. Ist das Liebe?"

„Nein" — sprach sie entschieden da gen.

„Und Sie — haben Sie Ihren Gatten geliebt, den Sie so früh verloren?"

Sie schüttelte das Haupt.

„Ich achtete meinen Gatten mehr al irgend einen Anderen, sein Tod riß Lücke in meinem Leben. Aber ich geben seiner mit stiller Wehmuth, nicht mit de grenzenlosen Verzweiflung der Lieb Es war eben auch die alltägliche Ve nunftehe."

„Aber Sie kennen doch die Liebe" — lächelte er, als er sah, wie weltfern ih Blick sich verlor.

Sie schwieg und senkte den Kopf.

Da hob sie ihr Antlitz zu ihm auf un sah ihm in die Augen, groß und klar.

Schweigend schritten sie nun nebenei ander. Sie verstanden sich in dieser stun men Sprache. Es war ihnen, als ob nie mehr sich trennen könnten, so zusam mengehörig erschienen sie sich.

„Kommen Sie nach Berlin, damit w gute Freunde bleiben" — sprach er.

„Freunde!" lächelte sie, „Freundscha zwischen Mann und Weib. Ist das mö lich?"

Er schwieg und dachte nach.

Wenn er sie seiner Gattin zuführ was würde sie sagen?

Voll Eifersucht würde sie ihm ent gentreten.

„Nein, Freundschaft zwischen Ma und Weib ist unmöglich", sprach er r bestimmt. Wenn Sie einen Gatten h ten, der mir nahe stünde, dann ja dann —"

„Den ich liebte", lächelte sie fein. „N — dann."

Mit einem langen Händedruck tren ten sie sich.

Diese Nacht schlief er nicht.

Er hörte im Geiste ihre weiche, sy pathische Stimme, dicht an seinem Ol

„Hallo — Langschläfer!" ruft ihn Stimme des Arztes, seines Wirthes, a dem Schlaf.

„Ich habe schlecht geschlafen, D tor!"

„So. Wohl Sehnsucht nach der F milie, hier haben Sie Ihre Liebesepis Der Puls ist ein wenig beschleunigt, darf nicht sein. Aufstehen, Freund, aus in die Berge, sehen Sie, unsere l Wittwe ist schon längst aus den Fe und macht ihren Morgenspaziergang lein."

Nun las er den Brief seiner Gatti

„Du Lieber!

Ich habe solche Sehnsucht nach und als ich dem Doktor mein Leid da gestattete er mir, zu Dir zu reis ein, zwei Tage. Ich komme die n Woche! Freust Du Dich? Du fehlst überall. Die sechs Wochen unserer T nung dünken mir eine Ewigkeit. H fentlich bist Du recht wohl, und die Zurückgezogenheit hat Dich wieder gestellt. Stündlich fragen die Kin nach Papa.

„Es dauert so lange bis Papa wiederkommt", klagen auch sie" —

Sechs Wochen Freiheit hatte er g sen. Sechs Wochen losgelöst von alle

Nun fühlte er wieder das Band, ihn mit anderen verknüpfte, mit den die zu ihm gehörten.

Wenn es immer hätte so bleiben k nen! Ob das Glück bedeutete, das wa reine Glück?

„Meine Frau wird mich besuchen" sagte er zu ihr, als er sie wiedersah.

„Ah!"

Sie blickten Beide zu Boden, sie sp chen lange nicht. Sie waren sich kei Schuld bewußt und doch — —

Dann eines Tages sprach sie stocke

„Ich — ich — möchte — Ihre F — nicht sehen. Ich reise morgen ab. hasse den Neid, wie keine andere Sü — redlich habe ich dagegen angekäm aber er ist stärker als alles Gute in r Seit ich Sie kenne — beneide ich — neide ich — —"

Sie sprach es nicht aus, aber er v stand sie und er wußte, daß beide Fra sich nicht begegnen durften und daß gehen mußte.

Er sandte eine Depesche ab an Frau.

„Ich kehre morgen zurück."

Und er kehrte zurück zur Pflicht!

Fasching in den Alpen. Aus dem Zugspitzendorfe Ehrwald w geschrieben: In den Alpen wird Fasching durch allerhand seltsame Sch und Gebräuche gefeiert. Fast jedes T hat seinen eigenen Mummenschanz. unserm hochgelegenen Alpendorfe zie in der Dämmerstunde die Bärsche.. kurzstieligen, aber zopfdicken drei Me langen Lederpeitschen durch die Straß und knallen sich um die Ohren, daß m denkt, die Boeren sind eingefallen. D Dirndln hüpft bei solchem abscheuli Getratter das Herz vor Freude, denn bedeutet: „Heute Abend ist im Wirt hause Ball. Bei uns wird es nicht ge gesehen, wenn sich die Mädchen mas ren. Desto toller treiben es also die ben — neben oft recht gelungenen V kleidungen sieht man hie und da e echte Kostüme aus vergangenen Zeit Ein Anblick für Maleraugen.